

Trost

Autor(en): **Scheurer, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

Nr. 5
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
4. Februar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Trost.

Von Robert Scheurer.

Zum Winterwald lenkt' ich die zagen Schritte.
Rauh unter meinen Süßen knirscht' der Schnee.
Die Brust zerwühlt von Mißmut und von Weh,
Hielt schmerzdurchtobt ich in der Tannen Mitte.

Die Stunden da im schweren Schneegewand,
Die Äste tiefgebeugt von Zentnerfrachten,
Und schienen ernst den Fremdling zu betrachten,
Der ungeladen jäh vor ihnen stand.

Mir ward als wie in einem Märchentraume.
Ein Summen klang, dumpf, fast wie Geisterchor.
Und jetzt — ist's Wahrheit? Äffte mich mein Ohr? —
Klang es wie Menschen sprach' aus einem Baume.

Mit harz'ger Stimm' der alte Stamm begann:
„Wie kannst du, Mensch, in Kleinmut so verzagen?
Schau an die Riesenlasten, die wir tragen,
Und doch tönt keine Klage durch den Tann!

Warum? Wir hoffen auf die Lenzestage,
Die stets noch schmolzen jedes Winters Schnee!
Drum denk' auch du: Zu lang währt nie ein Weh!
Des Glückes Freudenchein folgt jeder Plage!“

Ich schaut' dem Stamm ins furchige Gesicht.
Ein harzig Tränlein glänzt' auf seinen Wangen.
War's Mitleid? . . Ich bin aus dem Wald gegangen,
Die Brust erfüllt von künft'gem Lenzeslicht.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

5

Die älteste aller geborenen Schwendt, Tante Ulrike, kam mit ihrer Familie nur am Neujahrstage zusammen. Sie meinte, das sei übergenug. Sie war alt, aber jung genug, um Widerwärtigem ins Gesicht zu sehen, denn so fragte sie, was ihr noch geschehen könne nach dem, was ihr schon geschehen sei?

Diesen Neujahrsbesuch machte Ulrike jeweilen der ältesten oder dem ältesten Mitglied ihrer weitverzweigten Familie. Sie machte ihn als eine Art Ahnfrau, als Symbol des schlechten Gewissens, das die Familie ihr gegenüber hätte haben sollen und auch hatte, freilich uneingestandenermaßen. Sie erschien in einem weiten, braunseidenen Kleid, das nie die Mode gewechselt hatte seit dem Tode ihres Freundes, um dessentwillen sie als eine Geächtete herumzugesungen worden. Sie trug den tiefen weißen Hut aus Taffet, sie trug den weißen Crêpe de Chine-Schal, den sie damals getragen, sie trug ein braunes, weiß gesticktes Ridikül und trug Filethandschuhe. So stieg sie aus dem Wagen, wenn er vor einem der Schwendtschen Patrizierhäuser hielt. Oben wartete man auf ihr Erscheinen mit Achselzucken. Aber wenn das Kammermädchen sie meldete, standen alle auf. Und wenn sie in das Zimmer trat, groß und aufrecht, mit sichern Augen, scharfgeschnittenem

Mund, dem sie das überlegene Vächeln, das ihre Familie empörte, nicht verbieten konnte, begrüßte man sie feierlich mit einer Verbeugung, denn es war niemand in dem Kreis, der nicht wider seinen Willen tiefen, wenn auch verleugneten Respekt vor ihr gehabt hätte. Den hatte sich Ulrike erkaufen und erkämpfen müssen, das heißt, sie hatte mit nichts darum gekämpft, es hatte nur sehr lange gedauert, bis die Verleumder, Ankläger, Richter und Henker sehend geworden waren, genau ein Menschenalter. Im Grunde waren sie nicht einmal sehend geworden, sie hatten aber der jungen Generation Ulrike überlassen, denn sie waren es müde geworden, die Geschichte der Tante Ulrike immer neu zu erzählen, verbläht wie sie war und gänzlich wirkungslos.

Die Großnichten und Neffen aber wußten nichts Bessere, als bei Tante Ulrike in ihrem kuriosen, warmen und schönen Zimmer zu sitzen und die Luft zu atmen, die aus Vergangenheit und Gegenwart, Kraft und Zartheit, Ueberlegenheit und stolze Demut, aus Weisheit und kindlicher Einfalt gemischt war, denn vor Tante Ulrike trat jedes Ding nur in einer einzigen Beleuchtung: in der der Wahrheit.

Man wußte, daß die Schwendtschen Kinder mit Ulrike verkehrten. Man ignorierte es. Nie sprach man den Kin-